

**Falke, Jakob von**

Zur Entstehung und Bedeutung der Mode.

*Die Gegenwart. Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben, hg. von Paul Lindau, Berlin, Band XX*

*Teil I: Nr. 44, 29. October 1881, 285-287; Teil II: Nr. 48, 26. November 1881, 348-351*

285 l. Sp.

**Teil I.**

Die arme Mode, das liebenswürdige Kind der Laune mit seinen grillenhaften Einfällen! Heroen der Weisheit und der Wissenschaft sind über sie gekommen mit Keulenschlägen und haben versucht sie todzuschlagen, als wäre sie die lernäische Schlange. Sie haben es versucht, aber die mächtigen Schläge sind in das Wasser gefallen oder in die Luft gefahren; die tolle Mode lacht ihrer und treibt ihr lustiges Spiel weiter, unbekümmert um Vernunft und Wissenschaft und Sittlichkeit.

Und ist es denn wirklich gar so eine schlimme Sache mit der Mode? Ist sie gar so sehr eine Verderberin der guten Sitte, der Moral, des guten Geschmacks, und ich weiß nicht, was Alles sie noch verderben soll? Ist sie solche arge Tyrannin, daß Niemand mit ihr fahren kann, ohne sich ihr als Sklave zu fügen? Sind ihr gar keine guten Seiten abzugewinnen? gar keine Eigenschaften, um derentwillen man sich mit ihr versöhnen, gar keine Punktationen, in denen man sich mit ihr auf Bedingungen vergleichen kann?

Wir wollen in aller Bescheidenheit und mit allem schuldigen Respect vor der Wissenschaft uns wenigstens die Dinge ansehen, wie sie wirklich stehen und sich verhalten.

Hören und untersuchen wir zunächst, was der neueste Antiverehrer der Mode ihr vorwirft\*).

Da gilt nun vor Allem als die gefährlichste Eigenschaft die Flüchtigkeit, der stete, ruhelose Wechsel mit allen Consequenzen und Nachtheilen. Das wissen wir freilich, jedes Jahr, ja jede Jahreszeit gebiert und bringt Neues. Aber was sie so bringen in stetem Wechsel, das sind doch nur Nebenformen, welche die großen Formen der Mode umspielen, Nebenformen, denen derjenige zu viel Wichtigkeit beilegt, der sie nur aus nächster Nähe und nicht von oben her im Zusammenhange ganzer Zeiträume betrachtet. So aber von der Höhe her erscheinen die wirklichen Moden, die großen Formen durchaus nicht so vergänglich, wie wir gewöhnlich meinen.

So will mir scheinen, der Frack sei doch auch ein Kind der Mode, und die Welt trägt ihn schon volle hundert Jahre, mehr denn drei Menschenalter, und ob der Schooß nun ein bischen breiter oder schmärer zugeschnitten, deshalb hat noch

kein Professor sich einen neuen machen lassen. Wir Alle hassen ihn, das ist ausgemacht, aus ästhetischen und socialen Gründen, und können uns von der häßlichen Mode doch nicht befreien und werden wohl gezwungen sein, sie bis an unser Lebensende zu tragen. Und mit seinem treuen Genossen, dem schwarzen Seidenhut, der Angströhre, ist es ebenso, obwohl er schon lange auf unsern Häuptern wankt.

Und sollte die Crinoline, die wir noch mit Schauern selbst erlebt haben, nicht auch ein Geschöpf der Mode sein? Dreimal hat sie als Reifrock die Welt mit ihrer Gegenwart beehrt und beglückt. Das erste Mal geschah es im sechzehnten Jahrhundert; da dauerte sie etwa fünfzig Jahre, und bei den steifen Spaniern und den bedächtigen Holländern noch ein halbes Jahrhundert länger. Dann erschien der Reifrock wieder unmittelbar nach dem Tode Ludwigs XIV., also gegen das Jahr 1720, und erfreute sich wieder ein halbes Jahrhundert der allergesegnetsten Umstände, und just auf den höchsten Höhen der Gesellschaft - wir kommen darauf wieder zu sprechen - hielt er sich noch ein paar Jahrzehnte länger, bis ihm die französische Revolution endlich den Garaus machte. Wir unsererseits im neunzehnten Jahrhundert sind über die Crinoline in fünfzehn Jahren hinweggekommen - ein starkes Stück! - Das ist wenig im Vergleich mit der Dauer ihrer Vorgänger, aber immerhin noch ein halbes Menschenalter, ein hübsches Tagwerk in Anbetracht der Flüchtigkeit und Flatter-

---

\*) „Gegenwart“ Bd. XX, Nr. 34. „Das sociale Motiv der Mode.“ Von Rudolf von Ihering.

285 r. Sp.

haftigkeit der Mode. Wem es Vergnügen macht, der kann selbst die Crinoline um ihrer kürzeren Dauer willen als ein Zeichen unseres verbesserten Geschmacks betrachten.

Sollen wir andere Beispiele anführen? Die Fontange, die hochgeborne und hochgetragne Haube im Zeitalter der Perrücke, im Zeitalter des großen Ludwig, schwankte gut vierzig Jahre lang auf den Köpfen aller Schönen und Nichtschönen, welche der französischen Mode folgten. Und die Perrücke selbst, die widersinnigste aller Ausgeburten der Mode, erlebte anderthalb Jahrhunderte, freilich in verschiedener Gestaltung. Immerhin umwallte sie als Alongeperrücke, in ihrer kolossalsten Gestalt, wenigstens fünfzig Jahre lang alle selbstgefälligen Köpfe jener Zeit, den König und den Bürger, den General und den Staatsmann, den Gelehrten und den Künstler, den Weisen und den Thoren, und darnach als Puderperrücke mit der Vergette erfreute sie sich im achtzehnten Jahrhundert nicht geringerer Lebensfähigkeit. Und wie lange ging ihr der edle Zopf zur Seite, der sich noch im letzten Todeskrampfe, den ihm die Revolution bereitete, an den Rockkragen hing, als er im Nacken abgeschnitten war! Im sechzehnten Jahrhundert sah der große Ringkragen, genannt die Kröse, der Stolz der Männer wie der Frauen, mehr denn ein Menschenalter an sich vorüber rollen, trotzdem alle Geistlichen gegen ihn zu Felde zogen, und da er endlich gefallen, blieb er Volkstracht und Amtstracht selbst bis in unsere Tage. Im vierzehnten Jahrhundert noch vor der Mitte begannen die spitzen Schnabelschuhe Mode zu werden und blieben es bis zum Ende des fünfzehnten, um von den breiten Schuhen abgelöst zu werden, die wiederum ein

halbes Jahrhundert dauerten. Und gleichzeitig mit den Schnabelschuhen behängten sich die Herren und Damen mit Schellen und Glocken und klingelten so einher des Weges und des Steges, wohin sie kamen, fünf bis sechs Jahrzehnte lang und vielleicht länger noch.

O, die Moden haben ein zähes Leben. Sie sind nicht so schnell abgethan. Man muß jeder wirklichen Mode, bis sie ihre Form, ihren Charakter ändert, im Durchschnitt die Dauer eines halben Jahrhunderts geben.

Man wird mir freilich einwenden, diese Beispiele gehören alten Zeiten an, und heute im Zeitalter des Dampfes sei es anders. Dem ist aber nicht so. Ich will mich nicht auf Frack und Cylinderhut berufen, die wir schnellfahrenden Leute schon von der langsamen Zeit überkommen haben und dennoch festhalten, obwohl wir uns ihrer nicht rühmen mögen. Die Flüchtigkeit der Mode, wie sie den Mitlebenden im Wechsel der Spielformen, der Nebendinge erscheint, datirt, genau so wie sie heute ist, mindestens seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Damals sagt das Modejournal der sogenannten Limburger Chronik, die fast von Jahr zu Jahr von den Moden berichtet: „Wer heuer war ein guter Schneider, der taugt jetzt nicht eine Fliege mehr, also hatte sich der Schnitt verwandelt in diesen Landen und in so kurzer Zeit.“ Also nicht blos die Formen der Moden wechseln, sondern selbst die Schneider, schneller als heute, denn ein Worth in Paris, ein Gunkel in Wien halten sich doch immer etliche Jahrzehnte auf ihrer einsamen Höhe. Und zu jener Zeit ist - in den Ermahnungen des Ritters de la Tour an seine Töchter – ausdrücklich von der „laufenden Mode“ die Rede, und die Ermahnungen dieses würdigen Ritters kann auch heute noch ein würdiger Vater an seine Töchter richten, vermuthlich freilich mit so wenig Erfolg wie damals.

Ja, wir können zum Vorzug oder zum Vorwurf der heutigen Mode nicht einmal sagen, daß wir darin erfindungsreicher sind. Alles, was das neunzehnte Jahrhundert bisher an neuen Moden geleistet hat, steht weit zurück hinter dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit der Formen, wie sie das fünfzehnte Jahrhundert in bunten, verwirrenden Contrasten hervorrief. Und es ist ja heute auch nur die Frauenkleidung allein, welche Leben zeigt. Niemals vielleicht in der ganzen Kostümgeschichte hat es eine Zeit gegeben, wo die männliche Kleidung so trist, so farblos, niemals seit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, wo sie so constant, so, man kann sagen, modelos gewesen wäre.

Also die geschmähte Flüchtigkeit, die gescholtene Flatter-

286 l. Sp.

haftigkeit und Vergänglichkeit der Mode bedarf immerhin der Einschränkung oder mindestens der richtigen Auffassung.

Ebenso ist es mit jenem Ausspruch, der wohl nicht als Vorwurf, sondern zur Erklärung dienen soll, daß es die Standeseitelkeit sei, welche die Moden schaffe und ihren schnellen Wechsel herbeiführe, das Bestreben der oberen Klassen, sich von den niederen oder den mittleren durch die Kleidung zu unterscheiden.

Ich frage dich nun, geehrter Leser, und dich insonderheit geehrte Leserin, wenn du zu den „oberen Zehntausend“ gehörst, ist es jemals in deiner Absicht gelegen oder

dir nur in den Sinn gekommen, dich durch neue und elegante Kleidung von den mittleren zehn Millionen unterscheiden zu wollen? Und wir, die wir uns zu diesen letzteren rechnen, wenn wir bei Herrn Müller oder Frau Meyer oder selbst bei Madame Francine uns neue Kleidung machen lassen und dabei wohl gar nach dem neuesten Schnitt fragen, wir denken ebenso wenig daran uns in die Rangklasse der Zehntausend erheben zu wollen. Was wir wollen, ist nur das uns Gemäße, das Anständige; wir wollen eben nicht auffallen. Wäre die Mode aber das Unterscheidungszeichen, so müßte ja Jeder bestrebt sein, aufzufallen, weil er sich eben unterscheiden will. Dann könnte auch die Mode nicht die Tyrannin sein, die wenigstens alle Gebildeten unerbittlich zur Heeresfolge zwingt. Gerade je mehr die Mode Tyrannin ist, um so weniger ist sie aristokratisch. Ihr ist Alles gleich; sie kennt keine Klassenunterschiede und macht alles gleich, was sie ungleich findet. Der Tyrann ist der Feind der Aristokratie, und so ist die Mode viel mehr demokratischer denn aristokratischer Natur. Und was wäre das auch für ein nichtiges Beginnen, dieser Versuch der Unterscheidung? Die Mode ist ja für Alle gleichzeitig zu haben vom ersten Anfang an ohne eine Minute Zeitverlust.

Es gab allerdings Zeiten in der Kostümggeschichte, wo so etwas wie Standesunterscheidung durch die Kleidung beabsichtigt wurde. Es war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, da die Städte reich wurden, die Patrizier ritterlich thaten und die Zünfte nach der Herrschaft drängten. Damals erhob sich ein vorher nicht gekannter Kleiderluxus, in welchem es ein Jeder dem Anderen gleich zu machen trachtete, bis herab zum Bürgersohn und Handwerksgesellen. Damals nun hielten es die Obrigkeiten, vom Kaiser angefangen bis herab zur kleinsten Stadt, für nöthig und angemessen, Kleiderordnungen zu erlassen, in welchen einem Jeden das Maß seiner Länge und seines Aufwandes vorgeschrieben war, so zwar, daß z. B. die Länge der Schleppe kürzer sein mußte bei einer Bürgersfrau als bei einer Patrizierin, was unter Umständen wohl öffentlich an einem aufgestellten Maß gemessen wurde.

Diese Kleiderordnungen hatten ebenso wohl den Zweck den Luxus einzuschränken als auch - und das ist richtig - die Standesunterschiede aufrecht zu halten. Aber so zahlreich sie waren und so oft sie erneuert wurden, so erreichten sie weder das Eine noch das Andere, und so wurden sie als wirkungslos nach etwa zwei- bis dreihundertjähriger Dauer völlig aufgegeben.

Von dieser Zeit an, also etwa seit dem sechzehnten Jahrhundert, hört die Mode auf irgend eine Bedeutung zur Unterscheidung der Stände zu haben. Ja, sie kommt so wenig von den höchsten Höhen herab, daß gerade die Höfe und die ersten Höfe es sind, wie die von Paris und Wien, welche sich den neuen Moden widersetzen. So kam es, daß der Wiener Hof noch die steifen spanischen Modeformen trug, nachdem nicht bloß die Zehntausend, sondern auch die Zehnmillionen schon Jahrzehnte damit fertig waren. So kam es, daß an den Höfen noch der Reifrock *de rigueur* war, nachdem alle übrige Welt sich längst davon befreit hatte. Die Höfe und die vornehmste Welt waren es, welche an gesticktem Frack und Klapphut, an Kniehosen, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen am längsten festhielten. Das *ancien régime* ist es, welches der Aristokratie zukommt, nicht die neue Mode. Die echte Aristokratie ist konservativ und hängt am Alten, die Mode aber ist revolutionär, ist demokratisch. Wenn die Aristokraten am Ende des vorigen

286 r. Sp.

Jahrhunderts sich durch etwas unterscheiden wollten, so war es dadurch, daß sie die alten Moden trugen und die neuen perhorrescirten. Um jene führten sie einen Kampf auf Tod und Leben, in dem sie freilich beide erlagen.

Man hat eben eine ganz falsche Vorstellung von dem Ursprünge der Moden und der Trachtenformen, der sich aus ganz anderen Ursachen und Quellen ableitet als man gewöhnlich annimmt. Aber gesetzt auch, es wäre die Standeseitelkeit, was ist denn damit erklärt für die bestimmten Erscheinungsformen der Moden, die doch – darüber kann kein Zweifel sein – von Zeit zu Zeit völlig ihren Charakter ändern? Die Standeseitelkeit, wenn sie überhaupt von Einfluß wäre, erklärt sie in keiner Weise.

Sind sie rein Kinder des Zufalls? Einfälle beliebiger Persönlichkeiten? Ausgeburteten der Schneiderphantasie? oder die Resultate gemeinsamer Berathungen der Modeherren und Modedamen mit ihren „akademischen“ Künstlern und Künstlerinnen?

Alles das mag im einzelnen Falle richtig sein, und doch ist Alles mit einander un- wahr, unhistorisch.

Viele Erscheinungen der Kostüm- und Modengeschichte knüpften sich an berühmte Namen und anekdotische Erzählungen, die wieder und wieder aufgetischt werden. Und doch sind sie alle mit einander eben nur Anekdoten, deren Unwahrheit sich nachweisen läßt. Denn jedesmal hat die Mode schon vor ihrem Erfinder existirt. So soll ein Graf Fulco von Anjou um seiner mißgestalteten Füße willen die Schnabelschuhe erfunden haben, und doch sind dieselben langsam aus der gewöhnlichen Form des Schuhs herausgewachsen, sind gegangen und wieder gekommen, und erst bei ihrer zweiten oder dritten Erscheinung, ein paar Jahrhunderte nach dem Grafen Fulco, zu ihrer absurden Länge herangewachsen. Madame de Fontanges, die bekannte Maitresse Ludwigs XIV., soll die nach ihr benannte Haube erfunden haben, ein hohes, schwankendes Drahtgestell mit seidnen Bändern und Spitzen und Muslinstoff überkleidet, und zwar weil es ihr einmal an einem heißen Tage auf der Jagd eingefallen, mit einem grünen Zweige ihr schönes, nicht sehr geistreiches Haupt zu überschatten. Man sieht nun zwar nicht allzu leicht, wie denn der grüne Zweig zur Spitzenhaube geführt habe, zu allem Ueberfluß aber existirte diese Haube schon eine geraume Zeit vor dem Jahre dieses geschichtlich denkwürdigen Ereignisses, und man kann an zahlreichen Bildern von Jahr zu Jahr nachweisen, wie sie aus kleinem Anfang entsteht, mit der Frisur emporwächst und etwa zu der Zeit ihre größte Höhe erreicht, da der königliche Herr Frankreichs in den Fesseln der genannten Dame schmachtete.

So zahllose Beispiele aus alter und neuer Zeit. Hat man doch die Erfindung der Crinoline der Kaiserin Eugenie zugeschrieben, um das kommende Glück zu verdecken! Und doch braucht man nur die Modejournale zu durchblättern - und vielleicht wissen diesmal „die ältesten Leute“ sich dessen noch zu erinnern -, wie die Crinoline die nothwendige letzte Stufe eines Processes ist, der mit dem Anfang unseres Jahrhunderts beginnt und um das Jahr 1860 seinen Höhepunkt erreicht. Von dem Kostüm *à la Grecque* an bläht das Kleid sich langsam auf, und als die anwachsende Fülle der Unterröcke - Pardon, wenn wir uns zu weit in die Geheim-

nisse der Toilette vertiefen! - als die Fülle der Unterröcke wegen ihrer Schwere nicht mehr getragen werden konnte, da traten die Stahlreifen an ihre Stelle und trugen leicht und luftig den schwellenden Ballon. Damals kam sie wie eine Erlösung, die Crinoline.

Schon diese Beispiele deuten an, was es denn eigentlich mit den Erfindungen der Schneiderphantasie auf sich hat. So wenig Napoleon das nach ihm benannte Hütchen erfunden oder Werther oder Goethe die Werthertracht, so wenig Lord Spencer der Erfinder des nach ihm benannten Spencers ist, der hergebracht, aus dem alten Wamms, der alten Jacke entstandenen Tracht des Jockey - ebenso wenig ist es in Wahrheit und Wirklichkeit die Phantasie der Kleiderkünstler oder der Dandies und der eleganten Damen, aus welcher die Formen der Moden hervorgehen. Allerdings sinnen und grübeln wohl die Einen wie die

287 l. Sp.

Anderen, was man Neues dem Publicum darbieten könnte, und sie treten auch wohl zu gemeinsamen Berathungen zusammen, aus denen durchaus nicht immer das hervorgeht, was vom Publicum acceptirt wird. So machten es vor etlichen Jahren die Hutmacher in Wien. Sie entschieden sich collegial für drei Hutformen, die sie nach den zeitgenössischen Dichtern Hebbel, Bauernfeld und Mosenthal benannten, und das nächste Jahr, wenn ich mich recht erinnere, machten sie drei große Juristen oder drei große Philosophen zu Taufpathen. Das Publicum aber verhielt sich diesem geistreichen Vorgange gegenüber absolut gleichgültig und nahm was ihm sonst beliebt sein Haupt zu krönen.

Die Sache ist, daß dasjenige, was die Phantasie der Schneider oder auch der Modedamen und Modeherren erfindet - und selten, sehr selten sind gerade die hohen und höchsten Häupter unter den Erfindern - gewöhnlich von sehr geringer Wichtigkeit ist, und selbst in diesem, was nur Einfall und Laune scheint, stehen sie, bewußt oder unbewußt, unter dem Dränge und dem Einfluß höherer, von ihnen ganz unabhängiger Ursachen. Sie leiten nicht, sondern sie werden geleitet; sie können nichts erfinden oder nichts durchsetzen, was nicht der Zeit genehm ist. Sie sollen es nur versuchen und z. B. niedere Frisuren oder niedere Hüte vorschlagen, während die Tendenz in die Höhe geht, oder enge Kleidung empfehlen, wenn die Richtung der Zeit weite verlangt; sie werden kläglich scheitern.

## Teil II.

(Schluß)

348 l. Sp.

Wie in Wirklichkeit in der Geschichte der Moden und die Dinge ganz anders gehen, wie wenig persönliche Einfälle oder Erfindungen von Bedeutung sind, das mögen einige Beispiele lehren, aus denen wir dann die Schlußfolgerungen ziehen werden. Ich werde in ihrer Darlegung so kurz wie möglich sein, und verweise denjenigen, der die nähere Begründung sucht und sich des Weiteren dafür interessiert, auf meine illustrierte „Kostümgeschichte der Culturvölker“. Ich nehme die Beispiele nur aus der neueren Zeit. Zunächst der Hut.

Das fünfzehnte Jahrhundert, die Zeit der Auflösung und der Neugeburten und der bunten excentrischen Moden, hatte zahllose Formen von Hüten und sonstigen Kopfbedeckungen. Da kam das Zeitalter der Reformation, machte alle Köpfe gleich und brachte als einzige Bedeckung das Barett, welches, jedem Kopfe nach seiner Art gerecht, vortrefflich zu der männlichen, bewegten und malerischen Epoche paßte. Diesem malerischen Kostüm folgten mit der Reaction und der Herrschaft Spaniens

348 r. Sp.

die steifen Moden und der steife Hut von Seide und Sammet. Und dieser steife Hut verwandelte sich oder wurde vertauscht gegen den schlaffen, beweglichen, großkrämpigen, federgeschmückten Filzhut, als der dreißigjährige Krieg die Welt mit seinem freien, kriegerischen und wilden Geiste erfüllte. Diesen Hut trug der Soldat und der Bürger, der Deutsche und der Italiener, der Schwede und der Franzose, der Holländer und der Engländer. Ihn kannte der Pariser Salon so gut wie das deutsche Schlachtfeld.

Nun nach dem Kriege kam die pompöse und versteifende Zeit Ludwigs XIV., die Epoche der Staatsperrücke, und dann die Zeit der Bagatellen und der Capricen, die Zeit des Rococo. Der Hut wird wieder steif, verkürzt das lange Gefieder, verwandelt es in Randplumage, krampt drei Seiten empor, und wird endlich (mit Uebergängen) zum zweiseitigen Klapphut, da die kunstvolle Perrücke, selber eine Kopfbedeckung, ihn nicht mehr auf dem Haupte duldet, sondern ihm seinen Platz unter dem Arme anwies. So entstanden die Hutformen des achtzehnten Jahrhunderts, der Rococozeit, die Hutform des *ancien régime*, der alten Hoftracht, die uns heute nur noch zu einzelnen Uniformen in versteineter Gestalt übrig geblieben ist.

Da erschien in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder der simple, schwarze Cylinderhut in der Form, wie wir ihn noch heute tragen. Woher kam er so plötzlich? war er die Erfindung eines Schneiders? eines Stutzers? eines hohen gebietenden Herren, der sich aristokratisch von den Unteren unterscheiden wollte? Ach nein - in Allem das Gegentheil. Er kam weit aus der Fremde und von unten her.

Den ungeberdigen Hut des dreißigjährigen Krieges hatten auch die englischen Revolutionäre getragen, die Puritaner und Independenten, und wie sie neben dem Schwerte auch die Bibel führten und fromm und ernst thaten und predigten und beteten, so bändigten sie auch die wilde Form des Hutes zu ernsterer und schlichterer Gestalt. In dieser Gestalt nahmen ihn die Puritaner und Quäker mit nach Amerika hinüber, und ließen dort die europäischen Moden an ihm vorübergehen. So blieb er ungefähr, wie er war.

Nun geschah es, daß der amerikanische Befreiungskrieg Amerika selbst in Mode brachte, wenigstens bei allen Liberalen. Mit dieser politischen Mode kam auch der alte, nunmehr amerikanische Hut über das Meer herüber und wurde mit der Begeisterung für Amerika von den Liberalen adoptirt. Bei dem Zusammentritt der französischen Nationalversammlung gab ihm der dritte Stand die Weihe. Er wurde Symbol des Liberalismus.

Aber der alte Hut war nicht aus der Welt geschafft, und es entbrannte nun der Kampf um das Recht – der Köpfe, der Kampf zwischen dem neuen Hut, dem Zeichen der Revolution, und dem alten Hut, für den die Aristokraten Gewalt und Sitte in das Gefecht führten. Natürlich unterlag der alte Hut, und die Aristokraten bequemten sich zu dem neuen. Ein paar Jahrzehnte unseres Jahrhunderts herrschte dieser nun unbeschränkt.

Da aber, da er mit Zeit und Dauer selber aristokratisch geworden, erstand ihm seinerseits ein Gegner, und er war gezwungen zu neuem Kampfe, seine Stellung zu behaupten. Denn diesmal stand die Sache gerade umgekehrt. Er selber, der als Revolutionär begonnen und als Zeichen des Jakobinerthums Verfolgung erlitten hatte, er war nun der Conservative, der Aristokrat geworden, und sein Gegner, der schlaffe, breitkrämpige, graue Filzhut, kam als Mitverschworner, als politischer Flüchtling, als Carbonarihut. Reaction und Liberalismus, die Starrheit des Alten und das Ringen des Neuen führten wiederum ihren Kampf auf den Köpfen der Männer, einen politischen und socialen Kampf, der mit den gleichen Waffen, mit Verbot, Verfolgung und selbst Gefängniß geführt wurde, bis der neue Hut, selber freilich in den Phasen des Kampfes verändert und civilisirt, sich sein Recht errungen.

Wir wollen die interessanten Wechselfälle dieses letzten Krieges der Hüte nicht weiter erörtern, aber das ist sicher, daß

349 l. Sp.

hier die Phantasie der Hutmacher eine sehr geringe und die Standeseitelkeit gar keine Rolle gespielt hat.

Nun, gerade so, was die Motive und Ursachen betrifft, steht es mit aller übrigen Kleidung, mit Haar und Bart, selbst mit dem Stiefel.

Auch der Stiefel hat seine Weltgeschichte, nicht als ob er gerade mit Donnergang durch die Epochen einhergeschritten wäre, obwohl er Anfangs schwer und bedeutend genug auftrat, aber seine Geschichte steht mitten in den großen Begebenheiten und Culturbewegungen und ist von ihnen abhängig.

Für uns beginnt die Geschichte des Stiefels - wir wollen sie nicht weiter zurück-



verfolgen - mit dem dreißigjährigen Kriege. Das sechzehnte Jahrhundert ging auf Schuhen einher, Bauern, Fuhrleute oder neu entstandene Kavalleristen ausgenommen. Jener große deutsche Krieg, der so Vieles aus den tiefen Gründen der Gesellschaft aufwühlte und in die Höhe trieb, brachte auch den Stiefel herauf. Mit dem Kriegsvolk wurde er Mode und dann salon- und hoffähig selbst in Paris, und nicht gerade in zierlicher Gestalt, sondern hoch und weit, mit umgelegten Stulpen, mit Spitzenbesatz, mit Rosetten, Schleifen und Sporen. Er war das völlige Seitenstück zum federgeschmückten Soldatenhute.

So hielt er sich, so lange der Krieg dauerte. Nun nach dem Ende desselben kam auch die Reaction der Sitte, das Hofceremoniell, die steifen Manieren, der unfreie Geist der Perrücke: das Zeitalter Ludwigs XIV. folgte dem Zeitalter des wilden Krieges. Zu dieser neuen Zeit stimmte der Stiefel nicht; er zog sich auf den Reiter zurück und blieb endlich fast nur Dragonern und Studenten, und das in der gänzlich versteiften Gestalt der „Kanonen“. Der Schuh trat nach fast einem halben Jahrhundert aus seiner Verdrängung wieder hervor und nahm aufs Neue Besitz von Hof, Salon und Bürgerthum. Er behauptete diesen Besitz ausschließlich länger denn ein Jahrhundert. Da, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, erschien auch der Stiefel wieder aus feinem Dunkel auf dem Schauplatz der Welt.

Theils war es der siebenjährige Krieg, welcher ihm wieder einige Ehre verschafft hatte. Als neue Mode aber kam er von ganz anderer Seite. Damals in den siebziger Jahren, da die alte Zeit, die alte Sitte ins Wanken kamen, wurde eine Weile auch England zur Mode in Europa; es wurde Mode mit seiner Literatur, vor Allem mit den Sentimentalitätsromanen, mit seinem Sport, seinen Fuchsjagden, seinen Gärten und seiner Kleidung, so weit sie ihm eigenthümlich war. Diese eigenthümliche Kleidung war die der Sportsmen, der Landgentry, ein verwandelter, aber wohl erkennbarer Nachkomme der Modeformen aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, aus der Zeit der englischen Revolution. Dieses Kostüm nun kam mit der Vorliebe für England nach Deutschland, wo es den wohlbekannten Namen der Werthertracht erhielt, und zu dieser Tracht gehörten die Stiefel mit gelben Stulpen. So erschienen die Stiefel nach hundertjähriger Abwesenheit wieder im Bereich der Mode, wurden zuerst die Tracht der Freigeister und der Sportfreunde, und so- mit, wenn nicht gerade ein Zeichen des Liberalismus, doch eine Neuerung, die erst den Schuhen den Boden abgewinnen mußte. In langsamem Kampfe, der bis tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein dauerte, gewann der Stiefel erst das Recht der Oeffentlichkeit, die Straße, die Promenade, dann das Amt und endlich auch den Salon, den Ballsaal und den Hof. Die kriegerischen Zeiten der französischen Revolution und des Empire leisteten ihm Hülfe in diesem siegreichen Kampfe.

Diese Beispiele erlauben uns nun wohl den Schluß, daß Ursprung, Blüthe und Vergehen der Moden unter dem Einfluß der Geschichte stehen. Aber nicht bloß das, nicht bloß die einzelnen Theile der Kleidung kommen und vergehen mit den großen und kleinen Weltbegebenheiten, der ganze jedesmalige Charakter eines Kostüms, der sich aus der Gesammtheit der gleichzeitigen Moden zusammensetzt, ist von der Welt- und Culturgeschichte abhängig und ändert sich durch sie, mit ihr und nach ihrer Wesenheit.

349 r. Sp.

Als im fünfzehnten Jahrhundert das Mittelalter in Trümmer ging, die Welt ihren Halt verlor, da zerlegte sich auch das Kostüm des Mittelalters in eine unübersehbare Fülle von Modeformen der verschiedensten, widerspruchsvollsten Arten. Renaissance und Reformation aber, der Geist der neuen Zeit, drängten die Welt in eine neue und eine einheitliche Richtung, und ihr folgend nahm auch das Kostüm eine einheitliche, männliche und malerische Gestalt an, nur alsbald durch die Landsknechte ins Wilde und Phantastische getrieben. Dies aber schränkte die folgende Zeit wieder ein, die Zeit der Moralprediger, der katholischen Reaction, der spanischen Herrschaft und der spanischen Moden. Die Menschen verhüllten sich bis zur Nasenspitze, die freien Formen der Reformation versteiften sich; was weit und faltig gewesen, wurde ausgestopft und wuchs mit Reifrock und Puffen und Gänsebauch ins Grotteske und Ungeheuerliche.

Da kam aber der dreißigjährige Krieg, eine wildbewegte Zeit, und befreite die ganze Welt wiederum von der schweren, unförmlichen Last und der quälenden Steifheit. Ein freies, flottes, malerisches Kostüm, die Lust der heutigen Künstler, wurde von den deutschen Kriegsleuten geschaffen und ging als allgemeine Mode zu aller Welt. Wir haben schon gesehen, wie sie den großen Filzhut und den Stulpstiefel in den Salon und an den Hof brachte. Aber die Dauer dieser Mode, dieses freien Kostüms, war auch nur die des Krieges. Mit dem Ende desselben begann, wie allbekannt, die Vormacht Frankreichs in Europa, seine Herrschaft in der Politik, in der Literatur, in der Kunst, in den Sitten und in den Moden. Die Moden, die seit dem Jahre 1500 erst deutsch, dann spanisch, dann wieder deutsch gewesen, wurden nun französisch und blieben es ununterbrochen länger denn ein Jahrhundert, oder vielmehr bis auf den heutigen Tag, wenn wir viele Moden ausnehmen, die zu Frankreich selber erst aus der Fremde, aus England, Deutschland, Amerika kamen, und wenn wir in Betracht ziehen, daß Frankreich selbst unter dem Einfluß der Geschichte steht.

Die Moden machen also seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts den Wandel des Geschmacks in dem leitenden Lande mit. Sie werden erst pompös, manierirt großartig, versteift und dann schrumpfen sie zusammen ins Kleine, Gezierte, Bizarre und Capriciöse. Aus der Epoche Ludwigs XIV., dem Zeitalter der Staatsperücke, gehen sie über in das Zeitalter Ludwigs XV. zu Puder und Zopf, zum Charakter des Rococo und seinen Launen und Thorheiten. Da kommt die französische Revolution und macht mit Allem ein Ende, was noch vom alten Kostüm und seinen Seltsamkeiten übrig war, und versucht die antike Kleidung, ihrem republikanischen Geschmack entsprechend, an die Stelle zu setzen. Das zwar gelingt ihr nicht, dennoch schafft sie neue Modeformen, ein neues Kostüm, das wir in seinen wesentlichen Charakterformen noch heute tragen, soviel auch der Wandel der Zeit, der durch Romantik und Reaction zum Liberalismus hindurchging - Alles ließ erkennbare Spuren - mit mehr oder minder bedeutenden Spielformen daran herumgebildet hat.

So in der neuen Zeit. Und kaum anders im Alterthum, wo das Kostüm gleicherweise, wenn auch in langsamerem Tempo, den Wandel der Cultur und der Geschichte mitmacht. Es ist unschwer, eine Parallele zwischen den Veränderungen der griechischen Tracht und denen der griechischen Cultur zu ziehen, von der

phrygisch-ionischen Zeit angefangen bis über Alexander den Großen hinaus. Und ebenso ist es mit Rom. Mit der Annahme der griechischen Bildung, mit den griechischen Studien, der griechischen Literatur und Kunst gräcisirte auch der Römer sein altes nationales Kleid, und diese gräcisirte römische Tracht wurde mit der Weltherrschaft auch das Kleid der Welt. Zwar ging auch die Toga mit dem römischen Bürgerrecht über die Welt, aber, gänzlich ihres stolzen Rechtes und ihres nationalen Charakters entkleidet, war sie nicht mehr das Kleid der Ehre, sondern der Unterwürfigkeit und höchstens noch das Kleid der Feste, genau den Fällen vorbehalten, wo der moderne Mensch den Frack anlegt. Der Client trug sie vor dem Patron, der Patron vor dem Kaiser. Sie war das Unterscheidungszeichen von unten nach oben, nicht mehr von oben nach unten.

350 l. Sp.

Als das Kaiserreich auseinander ging und sich zunächst in ein abendländisches und ein morgenländisches theilte, da theilte sich auch die griechisch-römische Tracht in eine westliche und eine östliche Mode. Eine jede von ihnen ging ihren eigenen Gang, die eine, um in Byzanz nach gänzlicher Umwandlung des griechischen Charakters, nachdem sie eine Zeit lang den Völkern griechisch-katholischen Glaubens zum Vorbilde gedient hatte, zu erstarren, die andere, um die Grundlage aller abendländischen Trachten zu bilden. Denn in der That, die griechisch-römische Tracht der Kaiserzeit ging auf die neuen germanischen und romanischen Staaten über, und sie ist es, an welcher alle die Veränderungen der Mode vor sich gehen, welche die Kostümgeschichte des Mittelalters und der neuen Zeit bilden. Frack (oder Rock) und Weste sind - zwar nicht die Toga, aber die obere und untere Tunica der alten Welt, gespalten, verschnitten, verschrumpft; darum wissen sie aber eine ganze Geschichte ihrer Erlebnisse zu erzählen.

Sprechen wir es also aus, was hieraus hervorgeht: *die Mode ist das Kleid der Cultur, der Bildung*, heute wie vordem. Ob sie in einer Periode sich langsamer bewegt, in einer anderen schneller, so schnell, daß uns der Athem zu vergehen scheint, das thut nichts zur Sache. Ihr Werden und Vergehen ist ein Proceß, der einem Naturgesetze folgt, dem Gesetze, das die Geschichte lenkt. Darum gebietet sie absolut. Der Einzelne kann sich ausschließen und den Sonderling spielen; die Welt grämt und ändert sich darüber nicht. Ein Volk aber, das der modernen Cultur angehört, kann es so wenig, wie die Cultur selber. Es müßte denn der Bildung entsagen und in die Barbarei zurücksinken. Es ist darum der thörichtste Gedanke von der Welt, der zuweilen aufgetaucht ist und noch heute hier und da in unklaren Köpfen spukt, der Gedanke, den Deutschen eine Nationaltracht geben zu wollen. Da nicht gleichzeitig das Deutschthum der Barbarei zurückgegeben ist, so würde sich sofort die Mode dieser Nationaltracht bemächtigen und sie nach wenigen Jahren wieder in ihre allgemeine Strömung hineingelenkt haben.

Und wie verhält es sich denn eigentlich mit dieser sogenannten Nationaltracht, wie sie noch die östlichen Länder besitzen? oder mit den lokalen Trachten des Westens, die wir als Volkstracht bezeichnen? Woher stammen sie? wie alt sind sie? wer trägt sie oder wer trägt sie noch?

Es ist eine längst anerkannte Wahrheit, daß alle Volkstrachten ehemalige Moden sind, die auf ihrem Wege durch die Welt hier und da sitzen geblieben und erstarrt

sind, auch wohl sich lokal verändert, verbauert und bei erneuertem Anstoß, wenn ihnen die Weltgeschichte wiederum nahe auf den Leib rückte, mit neueren Modelformen sich vermischt haben. Darum sind sie auch viel weniger alt, als man gewöhnlich annimmt. In sehr seltenen Fällen reichen sie in das Mittelalter hinauf, in vielen aber gehört ihre Entstehung dem Ende des achtzehnten oder selbst dem neunzehnten Jahrhundert an. So ist der verbauerte Werther eine sehr gewöhnliche Erscheinung unter den deutschen Dorfbewohnern. Alle diese Voltstrachten sind lokal, nicht national; sie gehören der Gegend, nicht dem Stamme. Eine eigentliche Nationaltracht haben weder jemals die Deutschen noch die Franzosen, noch überhaupt die Völker des westlichen Europa gehabt, wenigstens nicht seit den Zeiten, da sie die griechisch-römischen Kostümformen annahmen.

Und viel anders dürfte es sich kaum mit den Nationaltrachten im östlichen Europa verhalten, mit dem Kostüm, welches Russen, Polen, Ungarn als ihr nationales in Anspruch nehmen. Die Geschichte der Moden und Trachten im Osten ist noch nicht geschrieben, sonst würde man wahrscheinlich erfahren, daß diese östlichen Nationaltrachten sich zur byzantinischen Mode, zu der Geschichte der Tracht im griechischen Kaiserreich verhalten, wie die deutschen, französischen, spanischen Volkstrachten zur Geschichte der westlichen Mode. Denn, wie das schon angedeutet, Byzanz, von derselben Grundlage ausgehend, verfolgte im Kostüm seine eigenen Formen, nicht ohne Mithilfe des Orients, und diese Formen, die einen früher, die andern später, theilte es wie seine Cultur den Völkerschaften mit, auf welche sein politischer und

350 r. Sp.

religiöser Einfluß sich erstreckte. Darum sind diese Nationaltrachten verschieden, aber auch nahe verwandt, desselben Geistes Kinder. Und wer diesen Geist zu erkennen versteht, der wird darüber nicht im Unklaren sein, daß diese Kostüme viel eher einer Hypercultur wie jener zu Byzanz, denn einem barbarischen und rohen Zustande ihren Ursprung, ihre Formen verdanken.

Byzanz ist vergangen, die Nationaltrachten blieben, weil die Quelle des Wechsels für sie aufhörte. Und doch nicht ganz; die Geschichte für sie hat nicht aufgehört. Seitdem diese Völkerschaften in die Machtsphäre der europäischen Cultur eingetreten sind, seitdem hat ein neuer Kampf für die Nationaltrachten begonnen. In dem gleichen Grade, wie die Cultur vordringt, in dem gleichen Grade tritt die Nationaltracht zurück und macht der Mode Platz. Alle gebildeten Russen tragen schon lange das Kleid der europäischen Mode. Und so war es auch in Ungarn der Fall, bis die Furcht, Nationalität und Selbstständigkeit zugleich zu verlieren, die nationale Tracht wieder hervorrief, fast möchte man sagen künstlich aus der Phantasie, denn die alte Tracht war so gut wie vergessen, und was der Bauer in Ungarn trägt, ist doch etwas ganz Anderes als das prunkende Kostüm des heutigen Magnaten. Und selbst dieses dient nur gleich einer Uniform zu festlichen Gelegenheiten und ist nicht einmal von der Mode befreit, denn als die Politik in unseren Tagen es wieder zu erneuter Bedeutung brachte, da entstand gleichzeitig zu Pest ein Modejournal für die Nationaltracht. Das klingt wie Persiflage und war doch ehrlich und aufrichtig gemeint. Nichts vielleicht beweist besser die Unerläßlichkeit der Mode.

So erscheint uns der Kampf gegen die Mode - sollen wir selber aufrichtig sein – wie der Windmühlkampf des edlen Ritters. Die Mode zum Stillstand bringen ist unmöglich, weil wir nicht die Geschichte und die Cultur zum Stillstand bringen können. Sie verändern, sie nach unserem Willen leiten, wenn wir das wollen, so müssen wir die Bedingungen, aus denen sie hervorgeht, verändern oder umschaffen. Wollen wir die Mode moralisch heben (gesetzt den Fall, wir hielten sie für unmoralisch), so müssen wir den Sittenzustand der Welt heben; wünschen wir sie ästhetisch schön, so müssen wir den Geschmack der Menschen bessern. Die Moden sind keineswegs unabhängig davon, denn die Epochen der Kunstblüthe haben allemal auch ein schönes Kostüm gehabt, und die Zeiten des Kunstverfalls haben Geschmack und Moden verfallen und verkommen gesehen. Und niemals waren die Moden reizloser, häßlicher als in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, in der Zeit der höchsten, der absoluten Geschmacklosigkeit.

Damit verglichen ist das, was wir heute an uns und um uns sehen, noch die reine Kunst. Wir sind durchaus nicht Bewunderer der „laufenden Mode“; wir geben den Mann, der Morgens sein Röhrensystem anlegt, um sich Abends gleich einer Zwiebel zu enthäuten, völlig preis, und das um so mehr, je eleganter, je salonmäßiger seine Kleidung ist. Aber alle Schönheit in diesen Dingen ist relativ, und selbst der Mann von heute in seiner gewöhnlichen Tagestracht hält noch den Vergleich mit den meisten Volkstrachten aus. Oder will man z. B. den schwäbischen Bauer mit seinem langen knopfbesetzten, gespaltenen Rock, mit Strümpfen und Schnallenschuhen, mit dem zwei- oder drei- krämpfigen Hute, will man diese Caricatur Ludwigs XIV., dem modernen Manne in seiner einfachen, freilich farblosen Erscheinung vorziehen? oder ist etwa die Bäuerin von Rippoldsau und dem Kinzigthal mit ausgestopftem Höcker auf dem Rücken, hoher Taille und dem hohen Cylinderhut von gelbem Wachstuch (vor langen Jahren sah ich sie so auf meinen Wanderungen) - ist sie etwa anmuthiger, gefälliger unseren ästhetischen Augen als die moderne Dame mit schlanker Taille und anliegender Kleidung? Nicht einmal die Nationaltrachten wie die polnische, die ungarische, können mit Recht einen malerischen Vorzug in Anspruch nehmen. Im Gegentheil, mit ihren Quer- und Fangschnüren, ihren aufgenähten Litzen und Borten, mit ihren blanken Stiefelröhren sind sie geradezu unmalerisch, unkünstlerisch, wie ungarische Parade- und Schlachtenbilder jedes Auge leicht überzeugen können. Malerisch ist die einfach schwarze Tracht der

351 l. Sp.

Rubenszeit in ihrer freien, losen Form, malerisch ist das Kostüm der Zeitgenossen Rafaels und der großen Humanisten und Reformatoren, durchaus nicht immer aber sind es die Volkstrachten, die mit queren und versteiften Formen nur zu oft caricaturmäßig an alte, veraltete Moden erinnern. Nicht selten sind sie gerade deshalb, weil sie an Caricatur streifen und ihre Komik besitzen, von den Genremalern gesucht und verwerthet. Was sie sonst bei Künstlern beliebt macht, das ist das Ungewöhnliche ihrer Erscheinung, wodurch immer das Auge gereizt wird, und zum großen Theil auch das Heitere ihrer Farben, ein Erbtheil besserer Kostümzeiten.

Diesen letzten Vorzug aber müssen sie heute schon der Damenkleidung lassen.

Zwar ist die Straße noch immer zu grau in ihrer Staffage, aber Haus und Salon zeigen Farben, Farbentöne und Farbenverbindungen so schön, so malerisch und reich, wie die Welt deren seit den Zeiten der Renaissance nicht gesehen hat, außer im Orient. Das ist immerhin ein Etwas und ein Großes, dessen die moderne Damenkleidung – diejenige von heute nämlich - sich rühmen mag. Sie hat ihre Fehler, aber auch ihre Tugenden.

Ihr Hauptfehler ist wohl die häßliche, widernatürliche Behandlung der unteren Hälfte, der Behang und Besatz an ganz ungeschickter, ja unschicklicher Stelle, die Umschneidung mit schiefen und horizontalen Falten. Auch andere Fehler und Unschönheiten gibt es und werden mit Begierde ergriffen. Unser Geschmack sucht sich heute an den Formen und Motiven der Vergangenheit wieder zu bilden, und daher greift auch die Mode in die alten Zeiten hinein, zuweilen mit Glück, zuweilen auch mit entsetzlichem Ungeschick. Dahin gehört der Kohlenschaufelhut, welcher der schlimmsten Zeit, dem Anfang dieses Jahrhunderts, entlehnt ist. Es ist unbegreiflich, wie eine Dame sich den zusammengedrückten Pilz auf den Kopf setzen mag. Eine Dame, die wirklich Geschmack besitzt, thut es auch nicht.

Was wir aber nicht tadeln wollen, das ist die Behandlung der oberen Hälfte - im Princip nämlich, denn es kann eine Mode sehr schön sein, und sie wird häßlich durch ungeschickte Anwendung. Wir nehmen keinen Anstoß an der eng anschmiegenden Kleidung, die uns ja einmal wieder plastische Schönheit lebendig vor Augen bringt, vorausgesetzt freilich, daß diese vorhanden ist. Denn es ist mit dem schönen Wuchs wie mit dem Gelde: Geld allein macht nicht reich, man muß es auch haben. Selbst die nackten Schultern in Salon und Ballsaal erfüllen uns nicht mit Entsetzen, noch erregen sie den Wunsch für sie nach einem Feigenblatt. Heute, wo alle Welt Museen gründet und Museen besucht, gewöhnt sich das Auge wieder an die „göttliche Nacktheit“. Die Welt hat schlimmere Zeiten in dieser Beziehung erlebt und ist darum doch nicht aus Rand und Banden gegangen. Mehr Nacktheit hat man kaum gesehen, als zu unserer Großmütter Zeit, und schlimmer stand es kaum je um die Moral als in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, da Mann und Frau sich ängstlich bis unter die Ohren verhüllten.

Doch wir wollten die moderne Kleidung nicht kritisiren, sie weder anklagen noch vertheidigen. Wir wollten nur zeigen, wie die Dinge der Mode sich anders verhalten, anders kommen und gehen, als der Tagesbeobachter annimmt. Wir wollten zeigen, daß der Kampf gegen sie vergeblich ist, wenn er nicht die Bedingungen angreift, aus denen sie hervorgehen, wenn er nicht die Bildung hebt und den Geschmack bessert, den allgemeinen wie den individuellen, denn diesem ist unter allen Umständen, und heute ganz besonders, eine große Freiheit innerhalb der laufenden Mode gestattet. Aus dem einen Worte darüber sind - wider Willen - viele Wörter geworden; mögen auch manche Worte darunter sein, welche sich dem Gedächtniß des Lesers als Ueberzeugung einprägen!